

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 71. Bromberg, den 21. April 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(1. Fortsetzung.

Traulicher Abend am lauschigen See. Weicher Mondschein und Nachtigallengesang. Sie wandeln am Ufer, Elisabeth schmiegt sich in seinen Arm. Lächelnd sieht sie zu ihm auf.

„Robert Gerlach liebt mich, fast hätte er es mir heute gestanden, wenn er den Mut gefunden. Er hat eine gute Stellung. In vier Wochen geht er hinaus und ist ein gemachter Mann."

„Und du?"

Sie legt ihren Arm um ihn.

„Du weißt, daß ich niemand liebe, als dich allein."

Stumm gingen sie nebeneinander. Verträumt blickte sie hinaus über den glitzernden See und sah nicht den Kampf des Mannes an ihrer Seite. Sah nicht, wie es hart wurde um seinen Mund; dann saßen sie nebeneinander und er strich ihr über die Wangen und blickte ihr in die Augen. Wie wohlig müde sie wurde. Wie vertrauensvoll sie ihr Köpfchen an seine Schulter lehnte; dann schlief sie ein.

Der nächste Morgen war voller Qual. Sie schrieb an Robert Gerlach. Ihr Herz zuckte bei dem, was sie schrieb, und sie schrieb es doch, mußte es schreiben, und wäre dabei am liebsten vor Kummer gestorben.

„Ich weiß, was Sie mir gestern sagen wollten, und wozu Sie wohl den Mut nicht fanden. Ich weiß, daß es auch der Wunsch meiner Mutter ist, aber ob Sie zufrieden sind mit dem, was ich Ihnen zu geben imstande — — —"

Zwei Tage später hielt Severin Magnus einen kleinen Karton in der Hand — ihre Verlobungsanzeige. Er sandte ihr einen kurzen Glückwunsch, und sah sie nicht mehr, bis sie vier Wochen später ihrem Gatten über das Meer folgte. Er hätte es nicht mehr vermocht, sie zu sehen.

An das alles denkt Severin Magnus jetzt, wie er das Bildchen vor sich auf dem Tisch sieht, das Bild, das er doch niemals vergessen hat, und das er auch niemals vergessen wird, auch nicht, wenn die stolze Isolde Milanius sein Weib geworden.

Er denkt daran, hält das Bild in seinen Händen und hört auch nicht mehr auf die Stimmen, die aus dem Schalltrichter die ferne Welt ihm zuraunt. Dann zuckt er zusammen und starrt, immer noch jenes Bild in den Fingern, in den Apparat, während seine andere Hand nach dem Kopf greift. Eine Stimme, eine gellende Stimme klingt an sein Ohr, mischt sich mit anderen Lauten, übertönt sie in gellendem Kreischen.

„Severin Magnus, Severin Magnus, hilf, ich bin hier, Elisabeth Gerlach, und Ulrich, hilf, hilf uns, ehe ich wahnsinnig geworden bin!"

Er ist aufgesprungen, er starrt in den Schalltrichter — Elisabeths Stimme. Tausend Gedanken fliegen ihm durch den Kopf. Sie ist in Gefahr, sie ist in Not. Sie ruft irgendwo in der weiten Welt ihre Verzweiflungsschreie in einen Funksprecher. Er eilt in den Nebenraum, er tastet an Apparaten herum, andere Kathoden leuchten in hellem Licht auf. Er schließt einen Sendeapparat an die Antenne und ruft mit lauter Stimme hinein:

„Hier bin ich, Severin Magnus, Elisabeth Gerlach, wo bist du, wie kann ich dir helfen, hier, hörst du mich, Elisabeth, hier Severin Magnus!"

In diesem Augenblick hat er alles vergessen, sein Werk, die hochmütige, schöne Isolde — seinen Entschluß. Er denkt an nichts als an die kleine, zarte, hilflose Elisabeth, die über die ganze Welt hin in Verzweiflung nach ihm ruft.

Severin Magnus sitzt vor dem Gebetrichter und lauscht. Wirre Laute um ihn herum. Signale — gleichgültige Funksprüche — Berichte von einem furchtbaren Taifun, der in der Südsee gewütet — die Stimme der Elisabeth Gerlach hört er nicht mehr.

*

Im Lazarettraum der „Hierogawa Maru" ist Ordnung geschaffen. Zwei saubere Betten stehen in dem Raum. Auf dem einen liegt schwach atmend Elisabeth Gerlach. Auf dem anderen Ulrich, ihr Sohn. Die Wunde ist nicht allzuschwer, die er erlitten, als irgend ein niederbrechender Sparren seinen Kopf traf. Aber das Fieber ist hoch, und seine Lungen beginnen sich zu entzünden. Doktor Nagao Nitobe hat ihn verbunden. Ein seltsames Mitgefühl hat er mit diesen beiden Menschen. Die einzigen, die von einem ganzen Schiffe gerettet wurden! Und auch nach ihnen streckt schon der Tod seine Hand. Er sieht sich machtlos ihrer Krankheit gegenüber. Wenn doch sein erfahrener Chefarzt ihm noch zur Seite stünde!

Elisabeth Gerlach schlägt matt ihre Augen auf; Doktor Nitobe ist an ihrer Seite.

„Wo bin ich?"

Doktor Nitobe hat ein Jahr in Deutschland verbracht spricht ein wenig ihre Muttersprache.

„Gerettet und an Bord des japanischen Schiffes „Hierogawa Maru". In wenigen Tagen werden Sie in Yokohama sein. Und ich bin Doktor Nitobe, der Assistent unseres leider verunglückten Schiffsarztes. Wie fühlen Sie sich?"

Sie hat kaum gehört, was er zu ihr sprach, obgleich es ihr ein Geschenk des Himmels war, daß sie deutsche Laute vernahm. Sie sitzt aufrecht im Bett und blickt mit angstvollen Augen wie lauschend umher. Dann streicht sie leise mit ihrer schmalen Hand über die bleiche Stirn.

„Alles ist still. Gott sei gelobt!"

Nitobe versteht nicht.

„Was ist still?"

„Ich glaubte vorher, ich sei wahnsinnig geworden. Ich hörte um mich ein Raunen und Rauschen von Hunderten von Stimmen, kreischende Töne und dann wieder ferne Musik, als spielten sie zum Tanz auf. Es war Wahnsinn! Herr Doktor, helfen Sie mir, daß ich nicht wahnsinnig werde!"

Jetzt lacht der Japaner.

„Nein, gnädige Frau, es wahr sehr natürlich, was Sie vernahmen."

Sie sieht ihn an.

„Natürlich, die Stimmen?"

„Ich will's Ihnen erklären. Auch die „Hierogawa Maru" hat schwer gelitten unter der Wut des Taifuns, und erst jetzt ist es gelungen, ihre Lecks vorläufig zu dichten. Der einzige Raum, der intakt war, als man Sie beide gerettet, war der Raum des drahtlosen Funkers. Als ich kam, um nach Ihnen zu sehen, war der Mann, ermüdet nach vierundzwanzigstündigem Dienst, im Schlaf von seinem Stuhl gefallen und hatte die Schalter herabgerissen. Langsam pendelnd strich der Hebel über die verschiedenen Wellenlängen des Apparates, und so kam es, daß bald diese, bald jene Funksendung in wirrem Gemisch aus dem lautverstärkenden Trichter heraustönte. Das waren die sehr natürlichen Stimmen, die Sie gehört. Nun sind Sie hier und werden von jenen Stimmen, die Sie für Ausgeburten des Wahnsinns hielten, nicht mehr belästigt werden."

Einen Augenblick floß es wie Beruhigung über ihr Gesicht.

„Das ist wahr?"

„Sobald Sie kräftiger geworden, zeige ich Ihnen den Raum und die Apparate."

„Sie mögen recht haben, hier ist's ja auch still."

Sie sank in ihre Kissen zurück. Wie leid sie dem jungen Arzte tat! Sie mußte eine Frau Mitte der Dreißig sein, denn ihr Sohn lag ja neben ihr, doch ihr Gesicht zeigte noch jetzt die Züge eines Kindes, das dem Kampf mit der Welt nicht gewachsen erschien. Dann aber kam ein hilflos trauriger Ausdruck in ihre Augen, und sie faßte die Hand des jungen Japaners. Sie schüttelte leise und wehmütig das Haupt und sagte mit nachdenklichem Ton:

„Ich bin doch wahnsinnig gewesen, helfen Sie mir, Doktor. Ich fürchte, ich werde es wieder."

„Aber nein."

„Doch, doch, jetzt weiß ich alles genau. In meiner furchtbaren Angst vor den schrecklichen mir unerklärlichen Stimmen und Lauten habe ich gellend geschrien, um sie zu übertönen. Ich schrie den Namen eines Jugendfreundes, des einzigen Freundes, den ich vielleicht auf der Welt noch habe — er ist nun ein berühmter Arzt. Und dann, dann —"

Sie vermochte nicht, weiterzusprechen. Doktor Nitobe faßte sanft ihre Hand und sagte beruhigend:

„Was war denn dann?"

Angst und Scheu lag in ihrem Blick.

„Er, er hat mir geantwortet. Ja, zweifeln Sie nicht. Er hat mir ganz deutlich geantwortet. Ich habe seine Stimme erkannt. Unter Tausenden hätte ich sie erkannt. Und da bin ich zusammengebrochen."

Doktor Nitobe überlegte.

„Wie hieß der Name des Mannes, den Sie riefen?"

„Doktor Severin Magnus."

Wieder schwieg der Japaner einen Augenblick, dann sagte er:

„Auch das will ich Ihnen erklären. Die Stimmen waren da. Ihr Ruf auch. Sie aber haben natürlich stark überreizte Nerven. Es wird Ihnen jemand geantwortet haben. Vielleicht auch ein Arzt. Und Ihre Phantasie wird Ihnen den Klang seiner Stimme hineingewebt haben."

Sie lag ganz matt und ganz schwach in ihren Kissen. Aber ihr Auge blieb traurig, und kaum merklich schüttelte sie ihr Haupt.

„Ich habe ihn gehört, Herr Doktor, ich habe ihn deutlich gehört. Wie sollte ich seine Stimme verkennen?"

„Er ist ein Arzt?"

„Ein genialer Arzt."

Die Augen sanken ihr zu, und ein neuer Schwächeanfall trat ein. In tiefen Gedanken stand Doktor Nitobe an ihrer Seite. Mitleid erfaßte ihn stärker, und er ahnte die Fäden eines Menschenschicksals, in das er hier einen Blick tat. Ihr Puls ging sehr leise, aber sie schlief. Auch der Verwundete war ruhig geworden. Doktor Nitobe stand lange und überlegte, dann faßte er einen Entschluß, winkte den Lazarettdiener herbei, trug ihm auf, die beiden Kranken zu beobachten, und ging langsam zum Telegraphistenzimmer hinüber.

*

Severin Magnus sitzt noch immer vor seinem Schreibtisch. Immer wieder hat er in den Sender hineingerufen.

„Elisabeth Gerlach, Elisabeth Gerlach, wo bist du, hörst du nicht?"

Wohl tönte aus dem Schalltrichter des Wiedergabeapparates ein Gemurmel von Stimmen, wohl tastet die Hand über die Hebel, die verschiedensten Wellenlängen einzuschalten, so wie er es auch bei dem Sender getan, aber keine Antwort dringt an sein Ohr, und doch weiß er, daß er sich nicht geirrt. Und immer wieder versucht er von neuem. Er ist klar und ruhig, und kein Fieber umnebelt seinen Sinn. Eine volle Stunde ist vergangen. Wieder mahnt der Gongschlag der alten Uhr. Es ist Zeit, er muß gehen. Noch einmal schaltet er die verschiedenen Wellenlängen ein, um zu lauschen, da tönt's an sein Ohr mit derselben Wellenlänge, die vorhin von dem Taifun gemeldet:

„Doktor Severin Magnus, hören Sie?"

Es ist nicht Elisabeths Stimme. Eine fremdartige Stimme, die ein seltsam gebrochenes Deutsch spricht, vielleicht ein Japaner. Magnus ruft in den Sender:

„Hier ist Magnus, ich höre, wer ruft mich?"

„Hier Doktor Nagao Nitobe auf dem japanischen Dampfer „Hierogawa Maru". Wir haben zwei Kranke an Bord. Eine Frau Elisabeth Gerlach und ihren Sohn. Frau Gerlach, die zufällig im Telefunkenraum lag, glaubt, Ihre Stimme gehört zu haben."

„Sie ist krank? Ich will Ihnen raten."

„Darum wollte ich bitten."

Eine ärztliche Konsultation. Der Arzt in seinem Hause in der Tegeler Forst bei Berlin — die Patienten auf einem kleinen japanischen Schiffe inmitten der Südsee.

„Hätten Sie nur Apparat, um Herztöne und Atemgeräusche lautsprechend zu verstärken."

„Ein Zufall [illegible] es, wir haben einen solchen an Bord, wie ihn Doktor Jakobsohn in Berlin konstruierte. Unser Chefarzt, Doktor Hierobumi Suyematsu brachte ihn aus Deutschland mit."

„Wundervoll. Schaffen Sie die Kranke in das Telegraphistenzimmer. Sie und den Sohn. Oder stellen sie, falls möglich, einen Sendeapparat im Lazarett auf."

Eine Stunde später.

Die beiden Kranken liegen in tiefem Schlaf. Doktor Severin Magnus aber sitzt vor seinem Schreibtisch und starrt in den Schalltrichter hinein. Ihm ist seltsam zumute. Eine weiche Stimmung, wie sie ihn fast nie überkam. Um neunzehn Jahre fühlte er sich zurückversetzt. Damals gab es wohl Augenblicke, in denen er sein Haupt auf die Brust der kleinen Elisabeth Gerlach gelegt und ihrem Herzschlag gelauscht hatte. Heute ist sie viele hundert Meilen von ihm entfernt, und doch hört er jetzt wieder den matten, unruhigen, flackernden Schlag dieses Herzens, das nur ihm gehört hatte. Jetzt ist er vollständig Arzt. Und er weiß, dieses Herz gehört einer Todkranken, einer vollkommen Erschöpften, einer im Kampf mit dem Leben Gebrochenen. Mit ruhiger Stimme gibt er seine Anweisung. Dann läßt er den Hör- und Verstärkungsapparat auf ihres Sohnes Herz setzen. Der wilde, unruhige, hämmernde Schlag eines fiebernden Menschen. Aber das Herz eines kräftigen Mannes.

Severin Magnus gibt seine ärztlichen Ratschläge.

„Ich bitte Sie, stellen Sie den Apparat so auf, daß ich beider Herztöne höre, ich weiß sie wohl zu unterscheiden.

Ich muß jetzt mein Haus verlassen. In zwei Stunden bin ich wieder hier. Dann bitte ich nochmals um Nachricht."

Wie eigenartig das ist! Zwei Herztöne, die sich miteinander mischen. Das eine ganz matt und leise, das andere wild pochend in Fieberglut, und doch im Rhythmus sich ähnlich. Die Herzen von Mutter und Sohn, die vereint miteinander pochen, und deren Schlag er lauscht.

Ein Motorrad jagt durch die Nacht über die Tegeler Chaussee hinein nach Berlin. Auf ihm sitzt Doktor Severin Magnus. Auch in Berlin hat er ein bescheidenes Zimmer, in dem er sich schnell umkleidet. Wieder eine Viertelstunde später betritt er die prunkvollen Gasträume des Kommerzienrats Hölderlin am Kurfürstendamm.

„Sie kommen spät, Herr Doktor."

Er hat den Kommerzienrat und seine Gattin flüchtig gegrüßt, jetzt neigt er sich tief auf die Hand einer stolzen Blondine und küßt ihre Finger.

„Ärztliche Pflichten, gnädigstes Fräulein. Ich wäre überhaupt nicht gekommen, hätte ich nicht hoffen dürfen, Sie hier zu sehen."

Zwei eigenartige Erscheinungen, die beiden Schwestern Isolde und Erika Milanius. Eine Brünhildenfigur die blonde Isolde mit einem regelmäßigen, schönen, aber kühlen Gesicht. Ein prächtiges Seidenkleid hebt ihre stolze Erscheinung, und der tiefe Ausschnitt an Brust und Rücken sowie ihre bloßen Arme zeigen eine für ein Mädchen vielleicht schon allzu frauenhafte Fülle. Mit selbstbewußtem Auge blickt sie um sich, sie ist sich ihrer eindrucksvollen Schönheit bewußt. Um ihren Mund liegt fast immer ein Lächeln, das ein wenig spöttisch anmutet. Ganz anders ist ihre um drei Jahre jüngere Schwester. Zart und schmal, kindlich schlank und anmutig ist Erika Milanius. Leicht gewelltes, dunkelbraunes Haar liegt um das ovale, weiche Gesicht mit den träumerischen, dunklen Augen. Zum erstenmal tritt sie in diesem Jahr in die Gesellschaft, in der ihre schöne Schwester sich seit Jahren als Königin fühlt. Mit flüchtigem Gruß nur hat sich Doktor Magnus zu ihr geneigt. Isolde Milanius quittiert lächelnd das Schmeichelwort, mit dem der Doktor seinen Handkuß begleitet.

„Zu liebenswürdig, verehrter Herr Doktor. Ich fürchte, Sie werden das freundliche Wort noch des öfteren wiederholen, denn ich bin hier nichts, als ein bescheidener Stern unter vielen."

„Sie wissen, Gnädigste, daß ich im Hause eines alten Astrologen wohne. Es gibt unzählige Sterne am Himmel, aber für jeden Menschen gibt es nur einen einzigen Stern, der für sein Leben Bedeutung hat."

Er hat sie in den Wintergarten geführt, der an den Ballsaal stößt. Das Spiel des Orchesters klingt gedämpft herüber, und feuchte, warme Luft, geschwängert von dem Duft exotischer Pflanzen, ist um sie herum, während buntfarbige Papageien an Ringen zwischen Palmen schweben und einige große Eidechsen schläfrig auf Ästen sitzen und zu ihnen herunterschauen. Wieder faßt er ihre Hand und flüstert leise:

„Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß ich Sie liebe."

Sie sieht ihn an. In ihren Augen ist diesmal kein Spott. Vielleicht eher etwas zurückhaltend Ernstes. Vielleicht sogar ein kleiner, wehmütiger Anflug, der sonst nicht zu ihrem Wesen paßt.

„Das glaube ich Ihnen nicht, Herr Doktor."

„Und warum nicht?"

„Sie sind gar nicht imstande, zu lieben. Es gibt nur eines, was Sie lieben, und das ist Ihr unbezwinglicher Ehrgeiz."

Gedanken fliegen durch Severins Kopf. Wie sie ihn durchschaut. Und doch wie unrecht sie hat. Nie hat er so sehr gewußt, daß in seinem innersten Herzen wohl Raum ist für Liebe, als in den letzten zwei Stunden, seit dem Augenblick, in dem er Elisabeth Gerlachs Stimme vernahm. Und dann wieder ist etwas in ihm wie Verachtung gegen sich selbst. Gerade jetzt steht er hier und spricht mit der Frau von Liebe, zu der ihn nichts zieht, als nur ihr Geld. Sie hat ihn beobachtet. Hat er es gesehen, wie in ihre zusammengekniffenen Augen etwas wie verhaltene Leidenschaft tritt? Ihr Auge hat ihm verraten, was er in den letzten Wochen geahnt.

Isolde Milanius, die stolze Isolde, die mit allen gespielt hat, liebt ihn. Wieder hat er ein spöttisches Lächeln um seine Lippen. Selbstverständlich. Noch widersetzte sich niemand seinem Willen. Er richtet sich auf und sieht sie groß an, während er ihre Rechte ergreift.

„Ich werde die Ehre haben, morgen vormittag bei Ihrem Herrn Vater um Ihre Hand anzuhalten."

Eine merkwürdige Werbung. Kein Bitten, kein Fragen. Ein Fordern und Gebieten liegt in diesem herrischen Geist, der ihr gebieten will, und doch vermag sie es nicht, ihm zu antworten.

Gut, daß eben Kommerzienrat Höderlin hereintritt.

„Ei sieh, unsere schöne Isolde und —"

Er will einen Scherz machen und erschrickt, weil er jetzt erst den Doktor erkennt Unmutig furcht sich sein Gesicht. Er hat geglaubt, sein eigener Sohn Werner wäre es gewesen, den er mit Isolde Milanius überraschte. Nun war es dieser Doktor mit den phantastischen Plänen. Aber Magnus tritt ihm mit überlegenem Lächeln entgegen.

„— und der Goldmacher vom Tegel, so wollten Sie doch sagen, verehrter Kommerzienrat. Keine Angst, ich hatte nur eine kurze Bestellung für den Herrn Geheimrat, um die ich das gnädige Fräulein ersuchte. Und jetzt höre ich, daß die Musik wieder zum Tanz ruft. Da weiche ich gern berufeneren Größen."

Er sieht, wie eben Herr Werner Hölderlin in den Wintergarten tritt und sich umschaut.

„Ihr Herr Vater und das gnädige Fräulein sind hier."

Severin Magnus schreitet an ihnen vorüber, dann dreht er sich um. Einen kurzen Blick wirft er zu Isolde zurück.

Telepathie nennen es die begeisterten Anhänger des Hypnotismus. Während desselben Augenblicks wendet Isolde auch ihm ihr Auge zu. Zufall nennt es der Skeptiker. Jedenfalls taucht Severin seinen Blick voll und tief in den ihren, und dieser Blick ist wiederum ein Befehl. Der Tanz beginnt. Mitten im Saal steht Severin Magnus. Die Augen der Mädchen ruhen auf ihm. Anders sieht er aus, als die übrigen Herren. Aber er durchschreitet den Saal, steht an der Tür und sieht zu. Sieht, wie Isolde Milanius und Werner Hölderlin vorübertanzen. Zwingt sie zu einem Blick und geht in das Vorzimmer hinaus. Er nimmt seinen Mantel. Was er hier gewollt, ist geschehen. Da kommt ein alter Herr die Treppe herauf ihm entgegen. Geheimrat Milanius ist es, den noch spät die Pflicht an Krankenbetten zurückhielt. Er will zum wenigsten seine Töchter abholen. Er sieht Doktor Magnus und streckt ihm die Hand entgegen.

„Sie gehen schon, junger Freund?"

„Ich habe noch einen Krankheitsfall, Herr Geheimrat."

„So praktizieren Sie wieder? Ein Krankheitsfall in Berlin?"

„Auf den Wogen der Südsee, zwischen den Palau-Inseln und Yokohama. Ich habe versprochen, in einer Stunde Konsultation zu halten."

Der Geheimrat schüttelt den Kopf. Er ist zu sehr im Althergebrachten verwurzelt, als daß dergleichen phantastische Dinge ihm nicht Charlatanerie schienen.

„Ich werde mir gestatten, morgen vormittag bei Ihnen vorzusprechen, verehrter Herr Geheimrat."

Magnus verbeugt sich und eilt die Treppe hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Nord und Süd.

Von Ernst Berghäuser-Soest.

Wenn wir auf der Karte die Lage verschiedener Örtlichkeiten unserer Erdkugel hinsichtlich ihrer geographischen Breitenlage vergleichen, so müssen wir oftmals unsere Anschauungen ändern. Wenn zum Beispiel die Frage gestellt würde: Welche Stadt liegt nördlicher, Berlin oder London? — so würde vermutlich mancher sich ohne Zögern für London entscheiden, während in Wirklichkeit die deutsche Hauptstadt einen ganzen Breitengrad nördlicher liegt, als die englische. Auf dem Londoner Breitenkreis liegen ungefähr Dortmund, Halle und Leipzig. Vor allem begehen wir gern Denkfehler, wenn wir unsern Erdteil mit Amerika vergleichen sollen, da wir die ungeheure Ausdehnung der neuen Welt leicht unterschätzen. Wenn wir von Kanada sprechen, so denken wir gleich an Nordpolnähe, und in Wirklichkeit wird ja die Nordküste vom nördlichen Eismeer bespült, und der magnetische Nordpol liegt auf der kanadischen Insel Boothia. Um so mehr ist man gewöhnlich erstaunt, wenn man feststellen muß, daß die bekanntesten kanadischen Städte weit südlicher liegen, als unsere eigenen Behausungen; so liegt Montreal in der Breite von Mailand, Halifax und Bordeaux, Quebec von Bern.

Ähnlich ist es mit unserer Anschauung bezüglich der Vereinigten Staaten. Manchen wird es wundernehmen, daß Chicago vom Nordpol und vom Äquator genau so weit entfernt liegt, wie Rom, Neuyork, wie Neapel oder Madrid, Washington wie Lissabon.

Vergleichen wir dagegen in Gedanken Südamerika hinsichtlich seiner Breitenlage mit Afrika oder Asien, so verfallen wir leicht in den entgegengesetzten Fehler, indem wir die südamerikanischen Orte zu weit nach Norden verlegen. Oder ist es für jeden ohne weiteres selbstverständlich, daß das Kap der Guten Hoffnung auf ungefähr dem gleichen Breitenkreis liegt, wie die argentinische Hauptstadt Buenos-Aires, oder daß Windhuk, die Hauptstadt der früheren deutschen Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika, dieselbe Südlage hat wie die brasilianische Hauptstadt Rio de Janeiro? Betrachten wir Asien! Die südlichsten Ausläufer dieses Erdteils liegen etwa auf der Breite der südamerikanischen Nordküste. Die mittelamerikanische Stadt Mexiko hat ungefähr die gleiche Lage, wie die indische Stadt Bombay.

Es ist auch von einigem Interesse, die Breitenlagen der nördlichen und südlichen Halbkugel (mit dem Äquator als Scheide) zu vergleichen. Auch da werden wir mitunter unsere Ansicht berichtigen müssen. Bekanntlich werden die Breitengrade südlich des Äquators genau wie auf der nördlichen Hälfte nach den beiderseitigen Polen zu gezählt, so daß man bei der Breitenangabe eines Ortes immer gleich seine Entfernung vom Nord- bzw. Südpol ersehen kann (90 Grad — Breitengrad). Bei solchen Vergleichen neigen wir leicht dazu, Stellen der südlichen Halbkugel für polnäher zu halten als die entsprechenden der nördlichen. Der Breitenlage Australiens (des „Süd"-Landes) entspricht etwa das Gebiet zwischen dem Nordrande der früheren deutschen Kolonie Kamerun und der Halbierungslinie von Spanien, das heißt mit andern Worten: vom südlichsten Kap Australiens bis zum Südpol wäre es ungefähr genau so weit wie von Lissabon bis zum Nordpol. Der entsprechende Vergleich würde für die Doppelinsel Neu-Seeland das Gebiet zwischen der Mittelmeerinsel Malta und der Schweizer Bundeshauptstadt Bern ergeben, für Kapstadt den marokkanischen Kriegsschauplatz, für die südlichste Insel Südamerikas, Feuerland, die heutige deutsche, seit 1919 verschobene Grenze gegen Dänemark.

Der Grund für unsere Neigung, hinsichtlich dieser Lagen anderer Ansicht zu sein, liegt in der Tatsache, daß sich zum Nordpol die Landmassen viel näher herandrängen als zum Südpol, so reichen die nördlichen Festländer von Asien und Amerika bis über den 70. Grad nördlicher Breite, die vorgelagerten Inseln Grönland, Grantland und Spitzbergen sogar bis zum und teilweise über den 80. Grad, während die südlichsten Ausläufer Amerikas nicht einmal den 60. Grad südlicher Breite erreichen, ganz abgesehen von den Südspitzen Afrikas und Asiens, die noch weit nördlicher liegen.

Einen merkwürdigen Gegensatz dazu bieten die Ergebnisse der bisherigen Polforschungen, wonach der Nordpol selbst im Wasser, der Südpol dagegen auf festem Lande liegt. Der Norweger Amundsen stellte im Dezember 1911 fest, daß der Südpol auf einem 3200 Meter hohen Plateau liege, während der Amerikaner Peary bei seinen im April 1909 am Nordpol vorgenommenen Lotungen noch bis 9000 Fuß (rund 3000 Meter) noch keinen Grund fand, worauf auch Wilhelm Cremer in „Die Entdeckung des Erdballs" hinweist. Diese Polforschungen könnten fast zu der Vermutung Anlaß geben, daß der Nordpol genau so tief unter dem Meeresspiegel (hier besser: Eisspiegel) läge wie der Südpol darüber.

Wallenstein und der Page.

Anekdote, mitgeteilt von Historicus.

Wallenstein befand sich im Jahre 1625 zu Großmeseritsch in Böhmen und, gänzlich mit einem geplanten Feldzug beschäftigt, fand er kaum Schlaf und brachte die Nächte mit der Betrachtung der Gestirne zu, die er um Rat fragte.

An einem Abend spät, da er sich eingeschlossen hatte und am Fenster stand, um nach den Sternen zu sehen, erhielt

er in der Dunkelheit einen Schlag von hinten, der ihn in den tödlichsten Schrecken versetzte, weil er sich ganz allein glaubte und das Zimmer hinter sich verschlossen hatte.

Er, der dem Aberglauben so sehr verfallen war, zweifelte nicht daran, daß dieser Schlag eine üble Vorbedeutung für ihn enthalte und er von einem furchtbaren Unheil bedroht sei, und dies ließ ihn in die tiefste Melancholie verfallen, deren Grund er selbst seinen vertrauten Freunden nicht gestehen wollte.

Endlich entdeckte er sich doch seinem Astrologen, und dieser fand Mittel und Wege, die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Einer der Pagen des Fürsten gestand ihm nämlich, daß er sich in dem astronomischen Kabinett seines Herrn versteckt gehalten habe, um einem seiner Kameraden einen Streich zu spielen, und Wallenstein für diesen haltend, habe er demselben von hinten den Schlag gegeben, darauf aber, seinen Irrtum erkennend, sogleich wieder seinen früheren Schlupfwinkel eingenommen, was ihm auch in der Dunkelheit völlig geglückt sei.

Der Astrolog entdeckte dies Wallenstein, um ihn über seine Furcht zu beruhigen, nachdem er zuvor dem Pagen sein Ehrenwort gegeben, daß ihm kein Leid widerfahren solle.

Wie groß aber war der Schrecken des Mannes, als Wallenstein, ohne auf seine dringenden Bitten zu hören, befahl, einen Galgen zu errichten und den Pagen daran aufzuknüpfen.

Zitternd gehorchte man dem gewaltigen Manne und alles war entsetzt über Wallensteins Grausamkeit.

Schon stand der arme Knabe, halbtot vor Angst und Schrecken, oben auf der verhängnisvollen Leiter und erwartete jeden Augenblick den sicheren Tod, als Wallenstein plötzlich rief, man solle mit der Exekution innehalten.

„Nun, junger Mann,“ sagte er zu dem vor ihn geführten zitternden Pagen, „weißt du jetzt, was eine tödliche Furcht ist? Ich ließ dich empfinden, was du mich empfinden ließest — jetzt sind wir quitt!“

Bunte Chronik



* **D'Annuncio.** Die bekannte dänische Schriftstellerin Karin Michaelis wird sich in nächster Zeit auf eine Vortragsreise durch Deutschland, Österreich, die Tschechoslowakei und Ungarn begeben, um über den italienischen Dichter Gabriele d'Annuncio zu sprechen. Karin Michaelis führt, wie bekannt, eine Art moralischen Prozeß gegen d'Annuncio in Sachen der Witwe des deutschen Kunsthistorikers Henry Thode, dessen Villa Carngacco am Gardasee sich d'Annuncio mit Gewalt angeeignet hat. Die „D. A. Z.“ veröffentlicht eine Privatunterredung mit Karin Michaelis, die ein bezeichnendes Licht auf den Charakter des italienischen Dichters wirft. Frau Michaelis hat im Laufe der Zeit einen ganzen Arm voll Briefe aus allen Ländern, sogar aus Italien selbst, erhalten, in denen ihr begeisterte Dankesbezeugungen abgestattet werden. Karoline Björnson, die Witwe des norwegischen Dichters, schreibt ihr: „Du hast d'Annuncio auf eine Weise entlarvt, daß kein Hund mehr ein Stück Brot aus seiner Hand nehmen wird.“ Im weiteren Verlauf der Unterredung erzählt Karin Michaeleis folgende Episode: Als sich Frau Thode im Juni 1922 am Gardasee aufhielt, schrieb ihr d'Annuncio diesen Brief: „Ich bin krank gewesen. Ich bitte Sie, am Samstag bei mir zu frühstücken. Wir werden miteinander reden. Ich bin bereit, Ihnen alles zu geben, worum Sie mich bitten werden. d'Annuncio.“ Die junge Frau geht am Samstag hin, der Dichter empfängt sie und führt sie durch das ganze Haus. In einem langen Korridor erblickt sie eine kleine Uhr aus Silber und Kristall, die sie einmal von dem Wagnerverein deutscher Frauen bekommen hatte, weil sie an einem Konzert an Stelle einer erkrankten Freundin als Violinistin teilgenommen hatte. Da diese Uhr eine teure Erinnerung für sie war, bittet sie den Dichter, sie mitnehmen zu dürfen. d'Annuncio zögert einen Augenblick, dann antwortet er: „Ich bedaure sehr, aber die kann ich nicht entbehren.“ Karin Michaelis bemerkte zum Schluß: „Ich kenne d'Annuncio nicht persönlich, aber nach allem, was ich weiß, bin ich überzeugt, daß er ein böses Gewissen hat. Er glaubt aber, ein solcher Übermensch zu sein, daß seiner nicht würdig wäre, dies zu gestehen.“

*

* **Mutter und Mutterliebe im Sprichwort.** Wie schön klingen uns doch die deutschen Worte ins Ohr: „Mutterlieb' und Treu wird alle Tage neu“, „Ist die Mutter noch so arm, gibt sie doch dem Kinde warm“ und „Besser einen reichen Vater verlieren als eine arme Mutter“. Weiter heißt es: „Muttersegen gilt auf allen Wegen“, „Eine Mutter unterhält leichter zehn Kinder, als zehn Kinder eine Mutter“ und: „Unter zehn tüchtigen Männern verdanken neun, was sie sind, der Mutter.“ Aber auch andere Völker preisen und rühmen in einigen Worten die hohen Tugenden der Mutter. So sagt der Hindostane: „Einer Mutter Liebe ist die beste von allen“, der Tscheche und Lette: „Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt“, während der Inder ausruft: „Zehn Brahmanen überragt ein Lehrer an Würde, zehn Lehrer überragt ein Vater, zehn Väter oder wohl auch die ganze Erde übertrifft an Würde eine einzige Mutter. Welcher Ehrwürdige kommt einer Mutter gleich?!“ Der Bergamaske sagt: „Mutter mein, immer mein, möge reich oder arm ich sein“, der Perser: „Der Himmel ist zu den Füßen der Mutter“, und der Russe: „Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrund herauf.“ Auch der Venezianer weiß den Wert einer Mutter zu schätzen, indem er meint: „Mutter, Mutter! Wer dich hat, ruft dich, wer dich nicht hat, vermißt dich“, und der Italiener überhaupt spricht: „Ist die Mutter tot, so ist der Vater blind“, oder „Mutter will sagen Märtyrerin“. Ein isländisches Sprichwort lautet: „Wenige sind wie der Vater, keiner ist wie die Mutter“, ein spanisches heißt: „Es gibt keine solche Mutter, wie die, welche ihr Kind getragen hat“, und endlich ein russisches hat den Wortlaut: „Ohne Mutter sind die Kinder verloren, wie die Bienen ohne Weisel!“

*

* **Ein Knigge früherer Zeiten.** Die affektierte Art, beim Halten einer Tasse oder einer Gabel den kleinen Finger abzuspreizen, entstammt den Begriffen des „feinen Benehmens“ aus längst vergangenen Zeiten. Vielleicht reicht es sogar in die Zeit zurück, in der ein englischer Knigge des 16. Jahrhunderts folgende Belehrung gab: „Man fasse nicht Fisch noch Fleisch, weder Tier noch Geflügel mit mehr als zwei Fingern und dem Daumen an —.“ Man sieht direkt den abgespreizten kleinen Finger dabei. Diese Belehrung erklärt sich aus der Tatsache, daß die Gabeln erst im Jahre 1608 nach England eingeführt wurden. Aus einer späteren Zeit — wahrscheinlich aus der vorvictorianischen Periode — stammt eine andere Anweisung, aus der man die veränderten Anstandsbegriffe erkennt. So wird nun „Die vollkommene Dame“ (so heißt der damalige Knigge) belehrt, daß sie nicht das Messer durch den Mund ziehen und auch nicht die Fruchtkerne und die Knochen auf das Tischtuch spucken soll. Es schickt sich auch nicht, bei Tisch zu erklären, daß es einem übel wird, wenn man zuviel ißt, sondern man muß eine andere Ursache zur Ablehnung eines Ganges finden. Man wird auch ermahnt, die Suppe lautlos zu essen und nicht zu pusten, um sie abzukühlen. Der Autor fügt auch ernsthaft hinzu: „Keine wirkliche Dame stochert mit der Gabel in den Zähnen herum.“ Abgesehen von den Tischmanieren, werden die Damen noch belehrt, daß es so etwas wie ein verständnisvolles Schweigen gibt. „Die Tonarten des Gespräches, so zahlreich sie auch sein mögen, sind kaum variabler als die Arten des Schweigens.“ Soviel sich also auch ändern mag, das Schweigen bei den Frauen scheint schon immer und bis auf den heutigen Tag als Tugend gegolten zu haben.“

Lustige Rundschau



* **Die mildernden Umstände.** Ein noch jugendlicher, „wilder Händler“ steht wegen Hehlerei vor Gericht. Die Beweisaufnahme fiel völlig zuungunsten des Angeklagten aus. Ehe sich der Gerichtshof zur Beratung zurückzieht, fragt er den Angeklagten, ob er noch etwas zu seiner Verteidigung zu sagen habe. „Ich bitte doch dem hohen Jerichtshof,“ erwidert dieser, „zu bericksichtigen, det ick 'n junger Anfänger bin.“

*

* **Versprochen.** Anläßlich einer Besichtigung stellt der General beim Abschreiten der Frontan die Mannschaften Fragen, um festzustellen, ob sie laut und kurz antworten. So kommt er zu dem Sohn eines Nachtwächters und fragt: „Was ist Ihr Vater?“ — „General, Herr Nachtwächter!“ war die Antwort.

*

* **Der verkannte Dirigent.** Karlchen wird zum ersten Male zu einer volkstümlichen Konzertvorstellung mitgenommen. Als der Chor an einer Stelle singt: „Wehe, wehe, dreimal wehe!“ und der Dirigent wild gestikulierend den Stab in den Chor hineinschwingt, ruft Karlchen zitternd seiner Mutter zu: „Ach Gott, Muttchen! Wenn er sie bloß nicht totschlägt!“

Igl.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.